



Dagmar  
Seifert

DIE  
ROSA HÄLFTE  
DES HIMMELS



Martina Conradi ist 36, Single und sowohl bei der Wahl der Männer als auch im Beruf nur mäßig erfolgreich. Ähnlich geht es da ihren drei besten Freundinnen Carla, Beate und Jenny, deren Leben ebenfalls von unglücklichen Partnerschaften bestimmt sind. Helfen kann da nur die lebenslustige Oma Ulmi, die Martina und ihren Freundinnen mit Rat und Tat zur Seite steht.

Dank ihrer exzentrischen Großmutter scheint Martina tatsächlich Glück zu haben. Auch wenn sie sich zuerst in das hübsche Hausschwein Heidrun verliebt.

# Die rosa Hälfte des Himmels

## **Weltbild**

## **Die Autorin**

Dagmar Seifert arbeitete als Redakteurin und freie Journalistin, schrieb Kolumnen, Märchen, Rundfunk-Features, Drehbücher und Theaterstücke. Es erschienen bereits mehrere Romane sowie Erzählbände mit schaurig-makabren Kurzgeschichten. Die Autorin lebt in der Nähe von Hamburg.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg  
Copyright der Originalausgabe © 1999 by LangenMüller in der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH  
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising  
Titelmotiv: © Thinkstockphoto  
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara  
ISBN 978-3-95569-903-1

Für  
meine Großmutter Maria,  
für mein überschäumendes  
Mütterchen  
und für alle verrückten  
und weisen  
Mütter  
und Großmütter  
dieser Welt

# Ulmen und Ungeheuer

Eigentlich hab' ich nichts gegen den November. Wirklich: Ich mag den Herbst, das Diesige und Bunte, das Kühle und Melancholische. Mir schwebte früher immer undeutlich ein Spaziergang durch den Laubwald mit einem wundervollen Mann vor (und vielleicht noch mit einem prächtigen großen Hund mit Schlappohren), mitten durch tanzende goldene Blätter. Und hinterher würden wir in der rötlichen Nachmittagssonne vor dem knisternden Kamin sitzen, Tee trinken und vielleicht Schach spielen. Ich bin eine miserable Schachspielerin, aber das ist unwichtig ... Wenn's draußen kalt wird, ist es drinnen umso kuscheliger.

Letztes Jahr bin ich im November umgezogen. Was Umzüge angeht, gibt es schönere Jahreszeiten. Um mich herum stapelten sich vollgestopfte Pappkartons und Plastiktüten. Ich erinnere mich noch genau, wie ich am Fenster stand, in den nebligen, nieseligen Nachmittag guckte, auf meinen Umzugshelfer wartete und bemerkte, wie mir eine große, kräftige Depression von den Waden her über den Leib kroch.

Dann fiel mir ein, dass ich noch nicht in den Briefkasten gesehen hatte. Vielleicht steckte irgendetwas Aufmunterndes darin. Als ich sehr jung war, hatte ich einmal völlig unerwartet einen Nachwuchsförderpreis der Stadt Hamburg bekommen, mit einem ziemlichen Batzen Geld, das zumindest für einen wunderschönen Urlaub gereicht hatte.

Es war tatsächlich Post für Tina Conradi da. Ein Briefumschlag mit tiefschwarzem Rand. Meine Mutter war auch im November gestorben, und für einen kurzen Augenblick fürchtete ich, diesmal hätte es Vati getroffen. Dann erkannte ich: Luftpost! Sehr dünnes Papier, amerikanische Marken und Stempel. Das leuchtete ein. In Amerika besaß ich eine Großmutter, die ich allerdings kaum kannte. Ich schlitzte die Todesanzeige auf und erfuhr, dass es jedoch meinen Onkel Clemens erwischt hatte. Plötzlich und unerwartet. Vor vier Tagen.

Das war nicht unbedingt das, was ich unter aufmunternder Post verstand, obwohl ich auch ihn kaum gekannt hatte. Zumal es da sicher nichts zu erben gab. Onkel Clemens, erinnerte ich mich, war ein charmanter und hübscher Kerl gewesen, aber immer verschuldet bis über die wohlgeformten Ohren. Ein vergnügter junger Mann mit hellen Locken – »leichtsinnig wie ein Maibock!«, pflegte mein Vater zu sagen. Mir war nie klar, ob er damit ein Tier oder ein Bier meinte.

Ich drehte die Todesanzeige um und las, in energischer, altmodischer Schrift hingekritzelt:

Ich komme zurück! Ulmi

Das war interessant. Darüber hätte ich gern mehr erfahren.

Ich setzte mich auf die Wohnzimmercouch, griff zum glänzenden roten Telefonhörer und wählte Vatis Nummer in Hannover. Stiefmutter Juliane meldete sich. Sie ist ziemlich

genau vier Jahre älter als ich, aber nie ein typischer junger Hüpfen gewesen, und keiner hat Vati schief angeguckt, als er sie nach ungefähr zehn Jahren einsamen Witwertums heiratete. Juliane trägt einen soliden Kurzhaarschnitt und eine solide rahmenlose Brille und stampft handfest und fantasielos durchs Leben. Wahrscheinlich passt sie viel besser zu meinem armen Vater, als meine verhuschte, verwirrte Mami es getan hatte.

»Conradi!«, sagte Juliane energisch.

»Hier auch. Hallo, Juliane. Kann ich bitte Vati sprechen?«

»Natürlich. Moment bitte.« – Wie eine tüchtige Sekretärin.

Dann Vatis liebe, zuverlässige Stimme: »Guten Tag, mein Kind. Tina oder Michi?«

Sogar daran, wie er unsere Namen aussprach, konnte man hören, dass ich sein Liebling war.

»Tina. Tag, Vati. Ich hab' eine Todesanzeige bekommen – Onkel Clemens ist vor ein paar Tagen gestorben. Weißt du, woran? Der war doch höchstens ... irgendwo um Anfang fünfzig?«

»Das verrückte amerikanische Huhn ist überfahren worden!«, sagte mein Vater überraschend drastisch und in vorwurfsvollem Ton. Unwillkürlich sah ich ein wild gackerndes, kaugummikauendes Huhn vor mir, das im Zickzack über eine Straße torkelte und von einem pinkfarbenen Cadillac überrollt wurde.

»Ulmi hat mir auf der Todesanzeige angekündigt, dass sie zurückkommt. Kommt sie nur zu Besuch, oder will sie wieder einwandern?«

»Für mich klang es so, als käme sie für immer zurück. Aber wir haben nur kurz telefoniert. Doch, ich könnte mir schon vorstellen, dass sie wieder in das Haus zieht ...« Vatis Stimme bebte leicht, »das Haus« war ein Schmerzpunkt. »Sie ist doch nur mit deinem Onkel nach Amerika gegangen, weil er allein völlig lebensuntüchtig war. Da hat sie dann das Geld verdient, und der wilde Clemens durfte weiter lustig sein.«

»Auf welche Art hat Ulmi eigentlich Geld verdient?«

»Sie hat Unterhaltungsromane vom Englischen ins Deutsche übersetzt – oder umgekehrt, das weiß ich jetzt nicht genau.«

»Du fliegst wohl nicht rüber zu Onkel Clemens' Beerdigung?«, fragte ich so naiv wie möglich. Als ob Vati seinem Bruder einen Kranz spendiert hätte!

»Die war schon«, erwiderte er beleidigt. Vermutlich fuchste er sich, weil er keine Einladung bekommen hatte, die er hätte ablehnen können.

Ich kam zum zweiten Tagespunkt: »Und dann wollte ich noch melden, dass ich umziehe. Ich wohne demnächst Am Goosredder achtzehn. Michi borgt mir Sebastian für den Umzug.«

»Aber wir haben weder den Ersten noch den Fünfzehnten –?«

»Es war ein plötzlicher Entschluss. Eine Kollegin von einer Bekannten ist Hals über Kopf aus ihrer Wohnung ausgezogen und in die Türkei ausgewandert.«

»Ach. Und da ziehst du Hals über Kopf ein? Du hattest doch bei diesem Makler oder Manager gewohnt, diesem Meyer ... Hieß er Jakob? Wolltet ihr euch nicht verloben? Der stand doch finanziell ganz gut da?«

»Der Mensch heißt Johann und nennt sich Jack, weil er Meyer schlimm genug findet. Wir sind fertig miteinander. Wir passen überhaupt nicht zusammen.«



»Warum hast du dann nahezu ein Jahr deines Lebens mit ihm verbracht?«

»Ich hab' eben eine Weile gebraucht, bis ich's rausgefunden hab'. Ich kenne so viele Frauen, die unter ihren Männern leiden. Ich will nicht leiden. Deswegen erledige ich sie vielleicht immer alle viel zu schnell. Bildlich gesprochen«, fügte ich hastig hinzu. Vati nahm manchmal die albernsten Bemerkungen wörtlich.

Er tröstete mich: »Sei nicht traurig, Tinchchen. Der Richtige kommt bestimmt auch für dich noch.«

Ich musste plötzlich daran denken, wie er früher immer mit Filzstift lustige Mäuse und kleine Hunde auf meine Heftpflaster gemalt hatte, um mich aufzumuntern.

»Das Blöde ist, ich hab' so gut wie keine Möbel mehr. Die hab' ich alle verkauft oder verschenkt, als ich bei Jack eingezogen bin.«

»Ich erinnere mich. Ich hatte dir übrigens davon abgeraten«, meinte Vati mit schwermütiger Stimme. »Und jetzt musst du dir neue Sachen kaufen.«

»Im Augenblick bin ich ziemlich pleite, ehrlich gesagt. Ich werd' mir vor allem Lampen anschaffen müssen ... Gardinen hab' ich auch keine ...« Ich klang plötzlich wackelig.

»Gut, ich werde dir was überweisen, Tina. Stimmt die Kontonummer noch?«

»Moment mal. Augenblick. Deshalb hab' ich nicht angerufen! So nötig hab' ich's nicht, dass ich mir damit moralische Verpflichtungen einhandeln will.«

Er seufzte schwer in den Hörer. »Na gut. Also, es würde mir persönlich großes Vergnügen bereiten, dir ein bisschen Geld zukommen zu lassen. Gönnst du mir die Freude? Du brauchst nicht mal ›Danke‹ zu sagen.«

Ich war gerührt. »Ja. Gönn' ich dir. Und ich sag' laut und deutlich ›Danke‹! Vati. Du bist lieb. Ja, dann ... schönen Feierabend noch ...«

Ich legte auf und rechnete kurz nach, wie viel das Gespräch gekostet haben mochte. Nicht so viel, fand ich, dass ich es Jack zu beichten und Geld neben das Telefon zu legen hatte. Ich nahm mir eine Clementine aus dem Obstkorb auf dem Tisch, pellte sie ab, zupfte sorgfältig jedes kleine weiße Fädchen weg und versuchte, mich an Ulmi zu erinnern.

Als ich klein war, besaß ich zwei Großmütter (und keinen einzigen Großvater, die hatte beide der große Krieg abkommandiert). Die Mutter meiner Mami nannte ich Omi. Die war fast immer bei uns, kochte Eintöpfe und Marmelade und pflegte meine dauerkranke Mutter. Sie kümmerte sich natürlich vor allem um Michi, weil Mami selbst meist zu elend war, das Baby zu versorgen, Vati zu ratlos und ich noch zu klein. Als Mami dann starb – ich war gerade vierzehn und Michi sieben –, wurde Omi auch gleich krank und starb ihr schleunigst hinterher. Ich dachte damals, sie wird sich gesagt haben, wir kommen einigermaßen alleine klar, aber Mami braucht auch im Jenseits ihre Hilfe.

Wir kamen tatsächlich klar, eine nette, mollige Nachbarin, Frau Sudermann, packte oft in unserem Haushalt mit an, und wir waren ja alle schon größer – beziehungsweise nicht mehr ganz so ratlos. Sicher glaubte Frau Sudermann, Vati würde sie über kurz oder lang zur zweiten Frau Conradi machen, denn sie schwenkte oft mutwillig ihren vollen Busen in der bunten Schürze dicht vor seinen Augen vorbei und sang: »So fängt es immer an ...« Es fing aber nichts an, sondern ich ging als Au-pair-Mädchen nach England, ein paar Jahre später zog Michi nach Dänemark, ebenfalls als Au pair (und heiratete ziemlich schnell

ihren Arbeitgeber), und fast gleichzeitig angelte Vati sich seine Juliane und siedelte sich mit ihr in Hannover an. Frau Sudermann blieb verbittert zurück. Ich hörte irgendwann später, sie erzählte aller Welt, wir hätten sie nahezu zehn Jahre lang wüst ausgenutzt. Aus ihrer Perspektive hatte sie damit nicht so unrecht.

Die Beziehung zu meiner zweiten Großmutter war komplizierter. Mein Vater nahm ihr übel, dass sie zu seinem kleinen Bruder hielt, mit dem er seit Ewigkeiten hoffnungslos verkracht war. Es ging nicht um irgendwelche Gefühle, sondern hauptsächlich um etwas richtig Ernstes: um Geld. Und um »das Haus« – einen einsamen alten Kasten, irgendwo in der verlassensten Provinz hinter Pinneberg, umgeben von Tausenden knorpeligen Obstbäumen. Mein Vater nannte das Ding melodramatisch »mein Vaterhaus«. Jeder der Brüder meldete Anspruch darauf an, und schließlich, als Vaters Mutter und ihr Jüngster nach Detroit auswanderten, durfte Gretel, die Haushälterin, drin wohnen.

Als ich drei oder vier war, herrschte gerade ein kleiner Waffenstillstand in der Familie Conradi. Deshalb sollte Vatis Mutter endlich ihre kleine Enkeltochter kennenlernen. Mein Vater kam vorsichtshalber nicht mit, er traute wohl dem Frieden nicht oder seiner eigenen diplomatischen Begabung.

Während wir durch die leise quietschende Gartenpforte traten und auf das Haus zugingen, murmelte meine Mutter vor sich hin: »Wenn's doch bloß schon vorbei wäre!«

Ich sah erstaunt zu ihr auf. »Hast du Angst?«, fragte ich.

Mami nickte verzagt.

»Was tut sie denn? Haut sie?«

»Das wohl nicht. Aber sie wird so schnell wütend und schreit dann ganz laut ... Sie hat Zigeunerblut, weißt du, das sieht man an ihren Augen. Sie ist eine schwierige Frau. Ein richtiges Ungeheuer!«

Ich griff Mamis Hand fester. Ich war entschlossen, sie zu verteidigen.

Dicht neben dem Haus stand ein sehr hoher, düsterer alter Baum. Mami erklärte mir, das sei eine Ulme, mehr als hundert Jahre alt. Ulme klang ähnlich wie Ungeheuer. Ich betrachtete den Baum ehrfürchtig, als wir die drei Stufen zur Haustür emporkletterten.

Gretel, die Haushälterin, öffnete und lächelte uns an aus einem Gesicht mit glänzenden roten Bäckchen. Sie sah selbst aus wie frisches Obst.

Dann erschien meine gefährliche Großmutter in der Küche. Ich konnte mich kaum an ihr Aussehen erinnern – nur an die Augen: riesengroß und dunkel. Ich fragte mich, wo man da das Blut oder die Zigeuner entdecken könnte. Mami nannte ihre Schwiegermutter Ulla. Plötzlich kam die Frage auf, wie ich sie ansprechen sollte, und alle drei Frauen zusammen machten mir Vorschläge. »Einfach Ulla?«, schlug Gretel vor. »Oder«, fügte Mami hinzu, »vielleicht Ulla-Omi?« Da hatte ich die Erleuchtung! Ich verkündete, ich würde diese Großmutter Ulmi nennen. Ich glaube, ich wurde darauf auch durch den eindrucksvollen Baum neben dem Haus gebracht. Keiner kam auf die Idee, dass mich eventuell der Begriff Ungeheuer inspirierte.

Ulmi sagte: »Du bist ein pffiffiges kleines Ding!« Der neue Name gefiel ihr so gut, dass sie ihn später in der ganzen Familie verbreitete.

Dann wurde der Kuchen aus dem Backofen geholt und serviert, und Mami und Ulmi sprachen vorsichtig über gar nichts, vor allem nicht über die Brüder Alexander und

Clemens. Gretel trank auch Kaffee und redete ab und zu mit über gar nichts. Und dann meinte sie: »Was ist die Lütte hier Ulla ähnlich! Also das sind ja Augen! Die Augen sind ja völlig wie Ulla ihre! Aber völlig!« Ich war ganz erschrocken: Hatte ich denn auch Blut und Zigeuner im Blick? Aber Ulmi legte mir den Arm um die Schultern und gab mir ein Küsschen. Darauf war ich sehr stolz. Das Ungeheuer mochte mich!

Sie winkte uns auch hinterher, als wir abfuhrten, und ich sagte glücklich zu Mami: »Siehst du, sie sind überhaupt nicht böse! Jetzt besuchen wir sie öfter?«

Mami nickte, aber zweifelnd. Bald darauf kam es dann zum totalen Bruch zwischen Alexander (Vati) und Clemens, es ging um die »Firma«, die Großvater Conradi noch gegründet hatte, bevor der Krieg ihn umbrachte, um irgendwelche Summen, die Clemens angeblich verjubelt hatte. Wenn man Vati zuhörte, war er der arbeitende, zuverlässige, fleißige, treuherzige Teil der Familie, während es sich bei Clemens und Ulmi um einen faulen, verspielten jungen Lümmel und eine uneinsichtige, in ihren Jüngsten hoffnungslos vernarrte alte Schachtel handelte. Ich erfuhr ja nie deren Sicht der Angelegenheit.

Als ich Ulmi das nächste Mal sah, war ich schon sechs und ein Schulkind. Das war bei der Beerdigung irgendeiner Conradi-Tante. Vati und Onkel Clemens sprachen kein Wort miteinander und knallten ihre Schaufeln Erde in gegenseitiger Verachtung auf den Sarg. Ulmi trug Handschuhe aus schwarzer Spitze, die herrlich dufteten. Das weiß ich, weil sie mich streichelte und mir wieder ein Küsschen gab. Sonst nahm sie keine Notiz von meinem Teil der Familie. Sie guckte nicht einmal auf Mamis dicken Babybauch wie alle anderen Trauergäste. Ich genoss es sehr, mit dem verrufenen Teil der Familie zu fraternisieren.

Das dritte (und bisher letzte) Mal sah ich Ulmi in dem Sommer, als Mami zu ihrer ersten Operation ins Krankenhaus kam. Ich hatte gerade eben meinen zehnten Geburtstag gefeiert und viel weniger als erhofft geschenkt bekommen, Begründung: mein miserables Zeugnis. Ich erklärte Vati, dass Schule für mich sowieso nicht so wichtig sei, weil ich Malerin werden wollte.

Es wurde eins der unerfreulichsten Gespräche, das ich je mit ihm geführt habe. Er hielt mir einen Vortrag über den Blödsinn des Künstlerlebens. Er wünschte sich, dass ich Ärztin würde. Ich wollte aber auf gar keinen Fall Ärztin werden, ich hatte die Nase mehr als voll von Krankheiten jeder Art, darüber hinaus war mir kürzlich eine sehr schmerzhaftete Tetanusspritze von einer widerlichen Ärztin verpasst worden.

Und da wir schon mal über Grundsätzliches diskutierten, schnitt ich noch das Thema Haustier an. Ich fand, wir müssten uns dringend einen Hund anschaffen. Oder zumindest ein Zwergkaninchen. Mein Vater jodelte fast vor Empörung. Bei allem, was er am Hals hatte, auch noch ein Vieh, das gepflegt werden musste!

Ich versicherte, das würde ich übernehmen. Vati lachte nur trocken. Was ein Hund an Futter und Steuer kostete – Tierarzt, Impfungen und so weiter! Ich nannte ihn einen alten Geizkragen. Vati klebte mir eine.

Ich warf den Kopf zurück und verließ unsere Wohnung. Ich war tödlich beleidigt. Schläge waren bei uns nicht an der Tagesordnung. Und auf mich war Vati überhaupt nur ganz selten böse.

Weil das Wetter schön war, und weil Ferien waren, und weil meine Wut ein Ventil

brauchte, fuhr ich anschließend mit dem Rad zu Ulmi. Dazu musste ich mich allerdings erst noch mal in die Wohnung schmuggeln und in Vatis Kalender auf seinem Schreibtisch gucken, um mir die Adresse rauszuschreiben.

Ich hatte keinen Schimmer, in welcher Himmelsrichtung sich Goden befand, auf jeden Fall irgendwo bei Appen. Ich fuhr vermutlich alle möglichen Umwege, denn ich brauchte mehr als sechs Stunden und war halb verdurstet, als ich ankam.

Ich erkannte das Haus wirklich wieder, obwohl ich ja erst ein Mal als Kleinkind da gewesen war, unter anderem an der großen dunklen Ulme. Ulmi öffnete mir die Tür. Sie sah erstaunt aus, aber sie erkannte mich sofort. Gretel war nicht da.

Zuerst atzte Ulmi mich mit kalter Schokoladenmilch und mehreren dicken Scheiben von frisch gebackenem Napfkuchen. Dann erfuhr sie, dass ich in Zukunft bei ihr leben wollte. Ich beschrieb ihr, wie wir uns einen hübschen Hund mit Schlappohren anschaffen würden. Ich berichtete auch von dem Krach mit meinem Vater, und dass ich Malerin werden wollte. Ich glaubte, wir hätten gute Chancen für all diese Pläne, deswegen war ich ja zu ihr gefahren: Meine Eltern und Omi könnten doch froh sein, ein Kind weniger im Haus zu haben, das Nerven und Mühe kostete. Ein Hund würde auf dem Lande keine große Arbeit machen.

Ulmi sprach sehr nett und ernst mit mir, wie Erwachsene normalerweise nicht mit Kindern reden. Sie sagte ungefähr, dass sie meine Ideen sehr gut fände und sich über mein Vertrauen zu ihr freute; dass sie jedoch leider gerade im Begriff sei, Deutschland zu verlassen.

Damit hatte ich überhaupt nicht gerechnet. Ich ließ meinen Kopf über den Teller hängen und heulte in die Napfkuchenkrümel. Sie klopfte mir tröstend auf die Schulter, redete aber nicht den üblichen beruhigenden Quatsch. Sie schien mich genau zu verstehen. Sie holte aus ihrem Wohnzimmer ein großes, dickes Buch von einem Regal und schenkte es mir: »Hunde« hieß es. Darin gab's nicht so sehr viel Text, aber haufenweise Bilder von jeder Hunderasse. Ich umklammerte das Buch, als Ulmis Nachbar mein Rad hinten auf seinen kleinen Lieferwagen packte – sie hatte ihn gebeten, uns nach Hamburg zu fahren – und sie mich auf dem Rücksitz in die Arme nahm.

Sie kam noch mit rauf in unsere Wohnung und sprach eine Weile mit Vati. Ich weiß nicht, was sie redeten, ich bekam jedenfalls keine Strafe dafür, dass ich abgehauen war.

Seitdem hatte ich nie wieder etwas von ihr gesehen oder gehört mit Ausnahme einer Postkarte, die – vermutlich eher zufällig – einen Tag nach meinem sechzehnten Geburtstag ankam. Vorn drauf war ein Waschbärbaby abgebildet. Hintendrauf stand: »Herzliche Grüße aus Amerika! Deine Ulmi.«

Sie musste jetzt zwei- oder dreiundachtzig sein. Ich beschloss, sie zu besuchen. Inzwischen gab's ja sogar eine Autobahn nach Pinneberg.

Es klingelte an der Tür. Da stand Sebastian Wolke voller Tatendurst. Mein Umzug konnte beginnen.

Matschige Blätter segelten uns um die Ohren und klatschten uns vor die Füße, um uns mit den Umzugskisten ausrutschen zu lassen. Ich trug die leichteren zu dem bunt lackierten Kleinbus, den meine Schwester mir freundlicherweise – neben Sebastian – zur Verfügung gestellt hatte, und er schleppte die schwereren. Ursprünglich war Michi mit

einem vermögenden Herrn in Dänemark verheiratet gewesen. Nachdem sie kostengünstig geschieden war, im zarten Alter von sechsundzwanzig Jahren, begegnete sie Sebastian Wolke. Der war fünf Jahre jünger und erholte sich gerade von seinem Abitur. Jetzt lebten sie seit drei Jahren zusammen in der Heide, in einer für mich schwer verständlichen Harmonie, die ich ihnen nicht ganz abkaufte. Außerdem besaßen sie einen bleichen, fetten Säugling, genannt »der Hendrik«. Auf mich wirkte dieses Kind wie eine wohlgefütterte Obstmade. Michi hingegen, mit ihrer Elfenbeinhaut, umringelt von blassblondem naturgelockten Haar, sah dermaßen schön aus, dass man sich nur damit trösten konnte, so perfekt wär' langweilig. Sebastian war womöglich noch schöner, riesengroß und umweht von einer gelben Wikingermänne. Er konnte sich's sogar leisten, bunte Strickmützchen zu tragen, ohne blöd auszusehen. Ich begriff nie, wie so prachtvolle Eltern ein so unappetitliches Würmchen ausbrüten konnten wie »den Hendrik«. Aber vielleicht wurde er ja noch. Michi und Sebastian schienen ihn mordsmäßig attraktiv zu finden.

Kurz nach fünf kippte die traurige Dämmerung in eine trostlose Dunkelheit um, aber inzwischen hatten wir alles verstaut. Ich schrieb auf einen Zettel in der Küche »Tschüss!« und legte die Botschaft auf das Tischchen in der Diele.

Sebastian blickte mir über die Schulter. »Weiß der Mann eigentlich, dass du ihn verlässt, Tina?«

»Keine Sorge, wir haben mindestens drei Tage lang darüber geredet. Es ist kein Schock für ihn. Und für mich auch nicht, falls es dich interessiert.«

»Aber warum dann so plötzlich?«

»Weil ich so plötzlich eine Wohnung bekommen habe. Was erwartest du? Soll ich das »Tschüss« mit meinem Herzblut hinmalen?«

»War das mal Liebe?«, fragte Sebastian. Er fragte es von der Höhe seiner babygekrönten Idealbeziehung herab.

»Ach, was wisst denn ihr in der Heide«, murmelte ich missvergnügt. »Das war eine normale Großstadt-Zweierbeziehung um die Jahrtausendwende. Komm, lass uns losfahren!«

Wir fahren durch das trübe Geniesel und durch den Hamburger Feierabendverkehr, Sebastian im Bus voran, ich im Mini hinterher, zu meiner neuen Wohnung. Ich hatte sie wirklich durch eine Verkettung sensationeller Zufälle buchstäblich von gestern auf heute ergattert, nicht übertrieben teuer, aber unterm Dach und mit schrägen Wänden. Unterm Dach machte einstweilen nicht so viel aus, weil Sebastian – von der großen Platte für meinen Zeichentisch abgesehen – ja so gut wie gar keine Möbel zu schleppen hatte. Eine Matratze auf dem Boden – ebenfalls von Michi geliehen – musste erst mal Sofa und Bett abgeben. Meinen Biedermeierstuhl stellte ich in die Essecke und klappte davor mein Bügelbrett auf. Hier wollte ich tafeln. Auf die andere Seite vom Bügelbrett kam ein grüner Gartenklappstuhl – für Gäste. Den Zeichentisch stellte ich natürlich direkt vor das Fenster. Das ging zwar auf den Hof, war jedoch schön groß und spendete bestimmt viel Licht.

Im Flur gab's einen Einbauschränk. Vielleicht war der als Garderobe gedacht, aber ich würde ihn zum Kleiderschränk befördern und für Mäntel und Jacken einfach ein paar

bescheidene Wandhaken anbringen.

Ich überredete Sebastian dazu, noch meine aparte Glasperlenlampe an der Zimmerdecke zu befestigen, obwohl er ständig auf die Uhr guckte. Wahrscheinlich war die Fütterung der Obstmade fällig, und er musste ja noch durch den Elbtunnel. Immer wenn das Kind die Nuckelflasche eingepflockt kriegte, standen beide Eltern davor und hielten Andacht.

Ich bedankte mich also bei Fast-Schwager Sebastian für alles.

»Grüß Michi schön«, fiel mir ein, »und sag ihr, unser Onkel in Amerika ist gestorben!«

»Ihr habt einen Onkel in Amerika?«

»Jetzt nicht mehr.«

Sebastian pickte mir eins seiner sterilen Küsschen auf die Wange (er war meiner Schwester wirklich mehr als treu) und tapste die Treppe hinunter.

Da stand ich im schummrigen Licht der aparten Glasperlenlampe. Ich musste mir unbedingt noch mehr Lampen anschaffen, dieses Licht wirkte vernichtend auf meine paar übrig gebliebenen Glückshormone.

Ich blieb erst mal im Mantel und drehte leidenschaftlich am Heizungsregler. Der knirschte, ließ sich willig in jede Richtung drehen, die Heizung blieb aber kalt. Rundherum blickten mich aus den dunklen Ecken die Kisten und Tüten an. Durch die Fensterscheiben blinzelte die gehässige Dunkelheit.

Ich suchte wild in allen Tüten nach Herrn Brömel. Das war mein Teddybär, das einzige Wesen, das mir augenblicklich zur Seite stand. Ich setzte ihn möglichst bequem auf die Bodenmatratze und erklärte, als ich seine entsetzten Knopfaugen sah, hastig, was ich alles ändern wollte.

»Das bleibt natürlich nicht so, Brömelchen! Das wird alles ganz freundlich und heimelig!« Als er weiterhin zweifelnd vor sich hinstarrte, wurde ich gehässig: »Ich kann dich ja zu Jack zurückbringen, wenn du da lieber sein möchtest!« Daraufhin kippte er um und streckte die Teddybeine zur Decke. Na also.

In der Küche, beim grellen Licht einer splinternackten Glühbirne, beschäftigte ich mich eine Weile damit, die Schränke einzuräumen.

Danach wanderte ich zurück ins Wohn-Schlaf-Esszimmer. Hier streckte Herr Brömel immer noch ohnmächtig die Beine in die Luft, und die Heizung war nach wie vor eiskalt. Ich setzte mich im Mantel auf die Matratze, legte mir eine Wolldecke um die Schultern wie eine alte Indianerin, verspeiste zwei Schokoriegel und rief Leute an.

Gesegnetes kleines Handy, das mich vor dem Einsamkeitskoller rettete! Ich fand das grüne Telefonchen in meinem Koffer zwischen dem Frotteebademantel, meiner Muschelkette und der vergilbten Postkarte mit dem Waschbärbaby. Ordnung ist das halbe Leben.

Bei meiner Gemütsfreundin Jenny nahm keiner ab.

Bei meiner Kindheitsfreundin Beate nur ihr grässlicher Ehemann Werner. Der ist Lehrer und klingt auch so. Beate ist ebenfalls Lehrerin, sie klingt jedoch wie Bambi. Im Übrigen steckte sie bei einem Elternabend.

Meine Seelenfreundin Carla war noch bis übermorgen verreist, aber ich sprach die Tatsache meiner Veränderung auf ihren Anrufbeantworter. Sehr befriedigend war das

alles nicht. Gab es denn niemanden, der mir bestätigte, was für ein Glück ich hatte, wieder einmal völlig neu anfangen zu können, und dass jetzt erst der lohnende Teil meines Lebens begann?

Ich krabbelte ins Bett, legte meinen Mantel über die Decke und Herrn Brömel über meine Füße. Vielleicht war mir auch nur so kalt, weil schon wieder mal eine Beziehung kaputt gegangen war.

# Vom Segen der Zweisamkeit

Ich erwachte durch das leise Winseln meines Telefons, das auf dem Teppich geschlafen hatte, grapschte verschlafen danach und meldete mich mit pelziger Zunge. Ich hatte eigentlich gedacht, ich würde von Jack nie wieder irgendetwas hören. Aber das Erste, was ich an diesem neuen Morgen in meinem neuen Leben vernahm, war seine allzu bekannte Stimme: »Hast du etwa wirklich den Wasserkocher mitgenommen?«

»Hab' ich«, erwiderte ich freundlich. »Das war doch meiner, Erinnerst du dich nicht?«

Dann teilte ich ihm gähnend mit, meiner Ansicht nach müsse im Keller noch ein Pfeifkessel sein, wünschte ihm einen schönen Tag und drückte die Auflegetaste. Ich zog meine Hand plus Telefon aus dem kalten Zimmer unter die warme Decke. Er schien noch nicht bemerkt zu haben, dass ich sämtliche Teepackungen mitgenommen hatte. Ich schlief wieder ein und erwachte, weil das Telefon auf meinem Magen anschlug. Diesmal nahm ich aber nicht ab. Warum sollte ich mir anhören, dass Jack den weißen Toaster vermisste? Ich toastete viel öfter Brot als er. Und er hatte das Ding nie ausgeschüttelt, sondern immer die Krümel drin verkohlen lassen.

Dann duschte ich brühheiß. Zumindest das warme Wasser funktionierte. Ich kochte mir Friesentee und tätschelte zärtlich den Wasserkocher. Als ich Jack kennenlernte, floss Mocca in seinen Adern, und er atmete Kaffeebohrendunst aus. Er wusste überhaupt nicht, was Tee ist. Den lernte er erst durch mich kennen und begeisterte sich dann dafür. Nun musste er eben wieder umlernen.

Draußen ging Nebel in Niesel über; die Straßenlaternen, sah ich durchs Balkonfenster, hatten sie vorsichtshalber gleich angelassen. Ich versuchte, meine Vermieterin wegen der Heizung anzurufen, aber da war niemand. Dafür erreichte ich meine Freundin Jenny! Ich deutete kurz meine neuen Verhältnisse an. Sie hätte mir ebenfalls eine Menge zu erzählen, sagte sie. Es ginge um Raoul.

»Willst du ihn auch verlassen?«, fragte ich hoffnungsvoll. Ich bedauerte sofort, dass diese Wohnung so klein war – es wäre bestimmt lustig, mit Jenny zusammenzuwohnen, aber nicht in der muffigen Riesenkonfektschachtel, in der sie mit ihrem Liebsten hauste.

»Ich weiß nicht ...«, sagte sie traurig. Ich kam auf den Boden der Tatsachen zurück: Sie würde sich nie von Raoul trennen. Dazu litt sie viel zu gern. Wir verabredeten uns für den Nachmittag.

Ich lief die vier Treppen hinunter und machte mich mit der näheren Umgebung vertraut. Direkt neben dem Hauseingang links war eine Bäckerei – das bedeutete frische Brötchen am Morgen. Rechts ein kleiner Tabak- und Zeitschriftenladen. Gegenüber gab es ein türkisches Obst- und Gemüsegeschäft. Gar nicht übel. Hier konnte ich überleben. Ich bin kein wütender Vegetarier, aber ich esse Fleisch eigentlich nur, falls ich dazu eingeladen werde. Ich mag Tiere nunmal lieber streicheln als verschlucken.

Ich kaufte von einem schwächtigen, traurig guckenden kleinen Türken mit Schnauzbarth dies und das, vor allem fertige, gemüsegefüllte Teigtaschen, die ich nur noch aufbacken musste.

Auf einmal entdeckte ich ein paar Häuser weiter ein kleines Lampengeschäft. Ich rannte hinein und kaufte auf der Stelle eine einfache Halogen-Schreibtischlampe. Dann



hüpfte ich zurück unters Dach. Wirklich eine reizende Wohnung, wenn sie bloß nicht so kalt gewesen wäre. Bei meiner Vermieterin war immer noch keiner. Ich beschloss, die Miete zu mindern, schraubte die neue Lampe am Zeichentisch fest und machte mich – im Mantel – wieder ans Auspacken. Vor allem meine Mal- und Zeichensachen verteilte ich liebevoll auf meinem Arbeitsplatz.

Als es krächzend an der Tür klingelte, sprang ich vor Schreck in die Luft. Wer konnte das denn sein?

Vor mir stand ein mittelgroßer, robuster Mann um die vierzig mit drolligem dunklen Haarwuchs über den Augen. Er trug einen rot-weißen Norwegerpullover und grinste mich gewinnend an.

»Tachchen. Nickels. Ich bin Ihr direkter Nachbar – hier gegenüber!« Er drehte sich um und wies mit dem Kinn auf die Tür der gegenüberliegenden Dachwohnung. Mein Gehirn klickerte: auch eine Einzimmerwohnung. Ein Junggeselle.

»Ich wollte nur herzlich willkommen sagen!«, fuhr er fort und streckte mir eine kräftige rötliche Hand entgegen. Ich schüttelte sie verduzt.

»Dankeschön.«

»Nickels!«, wiederholte er. »Ich heiße Oliver Nickels!«

Ach so. »Freut mich, Herr Nickels ...«

»Olli für Sie!«

Für mich? Weil ich auf derselben Etage wohnte?

»Ich bin Martina Conradi. Stimmt, ein Türschild muss ich mir besorgen ... Sagen Sie, haben Sie eine Ahnung, was mit meiner Heizung los ist? Ich friere mich tot ...«

»Na ja. Die ist kaputt«, sagte er vergnügt. »Deshalb ist Ihre Vorgängerin ja schlussendlich in die Türkei ausgewandert. Da ist es warm. Hahahaha!«

Sein Lachen war jedenfalls sympathisch und ansteckend. Dafür durften seine Witze auch etwas flau sein.

Er kam rein und guckte sich die Heizung an, klopfte daran herum, brummelte, dass man eventuell das Wasser rauslassen müsste, aber genau wüsste er das auch nicht. Er bewunderte den Biedermeierstuhl und die geniale Idee, das Bügelbrett als Esstisch zu benutzen, und wanderte um den Zeichentisch herum wie ein Museumsbesucher: »Sind Sie Künstlerin? Modezeichnerin oder so was?«

»Ja, so ähnlich.«

Er starrte mich eindringlich aus seinen braunen Knopfaugen an und wartete wohl auf weitergehende Informationen. Ich lächelte unverbindlich. Dann musterte er meine Umzugskisten und befand: »Da haben Sie ja noch zu tun.«

Eben. Olli Nickels sah zwar so aus, als wäre er gern zur türkischen Teigtasche – die roch schon vielversprechend aus dem Backofen – und überhaupt geblieben, aber irgendwie kriegte ich ihn aus der Wohnung. Doch, er war nett. Ich hätte ihn bloß noch netter gefunden, wenn er mehr von Heizungen verstanden hätte.

Nachmittags kaufte ich Kuchen und fuhr zu Jenny.

Sie lebte in einem Gründerzeitkasten, Schnörkel an Schnörkel. An der Tür im finsternen Treppenhaus stand:

Als ob ein Produzent oder Regisseur zufällig vorbeikäme und sofort wild bewegt klingeln würde, um sie zu engagieren! Darunter klebte eine verblichene Visitenkarte: »Raoul Benoir« stand da in aller Bescheidenheit. Das sah so aus, als stellte er sich in ihren Schatten. Aber das wirkte auch nur an der Wohnungstür so.

Jenny knuddelte mich im dunklen Flur. Ich konnte sie kaum erkennen, spürte jedoch an meinem Wangenknochen, dass sie eine Brille trug – ihre Riesensonnenbrille!

»O nein, Jenny – schon wieder?!«

Sie nickte halb kummervoll, halb stolz. Dummerweise wertete Jenny es immer noch als Beweis der Leidenschaft, wenn Raoul sie verprügelte. Sie hatte schon Tee gekocht, und wir setzten uns in ihr plüschiges Wohnzimmer. Die Dreizimmerwohnung lag im Parterre und war eigentlich sehr geräumig. Aber Raouls Vorstellung von Künstlertum und Wohnkultur ließ vermuten, dass hier vornehme Vampire hausten: viel Samt, Trauerfarben und skurrile Einfälle wie ein ausgestopfter Iltis auf dem Klavier. Eine einsame dunkelrote Kerze brannte auf dem Tisch. Ich fand kaum die Zuckerdose. Seit Jenny über vierzig war, wurde es bei ihr immer schummriger. Sie nannte das »schmeichelndes Licht«. Vielleicht passte ihr Raouls Vorliebe für schwarze Samtgardinen doch recht gut in den Kram. Als sie aufstand, um das Programmheft für ihr nächstes Theaterstück zu suchen, rammte sie erst mit dem Knie einen Hocker und dann mit der Hüfte eine Kommode. Das wunderte mich gar nicht. In dieser Finsternis noch eine Sonnenbrille zu tragen! Ihr Name stand im Programm an letzter Stelle – sie spielte eine von zwei Putzfrauen, die mit dem kürzeren Text –, aber immerhin. Geld für fünf Wochen, dann wahrscheinlich noch Tournee über die Dörfer, falls das Stück ankam. Außerdem mimte sie eine Leiche in einer Krimiserie im Fernsehen, das heißt, sie wurde vorher auch noch erstochen und durfte mit den Armen paddeln und quieken. Eine Chance für Werbung – da wäre sie ein Schnupfenopfer – schwebte überdies am Horizont. Die nächste Miete schien gerettet.

»Du machst noch Karriere!«, meinte ich, und wir lächelten uns schmerzlich an. Vor langer Zeit, als wir jung und hoffnungsfroh waren, träumten wir gemeinsam. Ich von einer Karriere als berühmte und bewunderte Malerin. Ich wollte mir vom Erlös meiner Gemälde eventuell ein romantisches Strohdachhaus in Südengland zulegen und dann im Herbst mit meinem schlappohrigen Hund durch die goldenen englischen Blätter streifen. Leider stellte sich heraus, dass ich im falschen Jahrhundert geboren war. Mit meinem Malstil konnte keiner was anfangen. »Zu altmodisch«, hieß es meistens. »Na ja, was soll das sein – Neoromantik? Das war top um die letzte Jahrhundertwende! Machen Sie doch Illustrationen!«

Jenny wollte damals nach Hollywood. Christine Kaufmann und Maria Schell hatten das schließlich auch geschafft. Und war Jenny nicht viel reizvoller mit ihrem interessanten sechseckigen Katzensgesicht, den hohen Wangenknochen und den schräg stehenden goldbraunen Augen? Wenn sie lachte, bekam sie auf beiden Seiten tiefe Grübchen, und ihre Lider schoben sich aufs Niedlichste so zusammen, dass man nur noch einen dichten Wald getuschter langer Wimpern sah. Begabt war sie außerdem. Sie konnte aufs Fingerschnippen lachen oder weinen, mit echten Tränen und allem drum und dran.

Dann verknallte sie sich in einen Regisseur mit grauen Schläfen, Ehefrau und zwei wohlfrisierten Kindern. Er wollte den perfekten Star aus ihr machen. Das ging über neun Jahre. Sie stand eine Abtreibung durch – das hat auch mich ganz schön Nerven gekostet –, dann kam er damit heraus, dass er sich wohl doch nicht scheiden lassen würde. Einen Star hatte er auch nicht aus ihr gemacht. Wahrscheinlich war es für ihn viel praktischer, mit einer sehnsuchtsvollen kleinen Maus zusammen zu sein.

Kaum hatte Jenny sich von diesem Kerl erholt, rannte sie Raoul in die behaarten Arme. Angeblich war er Bühnenbildner. Ich hätte gern gewusst, wo er eigentlich Bühnen bildete. Er trug damals schon ein Toupet, und weil es mit der Karriere bei ihm auch nie so recht klappte (für die Miete kam, wie gesagt, gewohnheitsmäßig die gute Jenny auf), konnte er sich seit zehn Jahren kein neues leisten. Inzwischen wies seine eigene Haarfarbe ziemliche Differenzen zur Toupetfarbe auf. Aber das bremste ihn in keiner Weise: Er war der absolute Ladykiller.

Wir tranken einen kleinen Sherry zum Tee, und Jenny schluckte weitere kleine Sherrys, während sie der Geschichte meines Auszugs bei Jack lauschte.

»Das Übel dieser Welt sind die Männer!«, sagte sie mit schwerer Zunge und wühlte mit der Hand in ihrer strohblond gebleichten Mähne. Ich nickte trübe.

»Was, glaubst du, ist eigentlich der Sinn des Lebens?«, fragte ich. Ich weiß nicht, wie ich darauf kam. Es ging mir so durch den Kopf.

Jenny nahm die Sonnenbrille ab, und ich sah die dunkle Schwellung an ihrem linken Auge. Es hatte schon schlimmer ausgesehen. Sie kaute am Brillenbügel und dachte nach.

»Der Sinn des Lebens? Glücklichsein. Die Liebe. Karriere? Nein, das nicht. Deshalb suchen wir alle nach dem Einen, Richtigen, nach der Zwillingseele, der anderen Hälfte. Aber wer hat schon das Glück, sie zu finden?«

»Ich suche keineswegs nach dem Einen, weil ich nicht an so was glaube. Außerdem – Zwillingseele würde ja bedeuten, dass ich ihm mein Innenleben zeigen muss, oder? Wenn ich einem Mann schon gestatte, meinen Körper kennenzulernen, soll er sich bloß aus meinem Seelenleben raushalten. Wieso muss übrigens deiner Definition nach immer nur der weibliche Teil der Bevölkerung suchen? Warum suchen die Kerle nicht von der anderen Seite gegenan?«

»Na, weil – für Männer ist der Sinn des Lebens eben doch die Karriere. Die denken da anders!«, erklärte Jenny traurig und wuchtete die Brille wieder auf ihre kleine Stupsnase.

Dann bekam ich die neueste Schauergeschichte über Raoul zu hören. Ein junges Mädchen, dessen Parfum Jenny an seinem Kragen roch – deren Anrufe bei ihr eintrafen mit Botschaften an »Herrn Benoir«. Dann blieb er nachts weg. Jenny stellte ihn zur Rede. Es gab Riesenknatsch, darin war er immer gut. Danach schritt er von dannen, und sie hockte heulend am Boden.

»Glaubst du, er kommt zurück, Tina? Er ist jetzt seit gestern früh weg ... gestern Abend hab' ich ihn in seinen Stammkneipen gesucht ...«

Deshalb hatte ich sie nicht erreicht. Ich konnte sie mir vorstellen, wie sie schüchtern die sonnenbebrillte Nase durch die Kneipentüren schob, um nach ihrem Liebsten zu spähen.

»Warum soller in Kneipen sein, wenn er gerade bei diesem Küken Tarzan spielt?«,

sagte ich ärgerlich. Der Sinn des Lebens ist ›der einzig Richtige‹? Was für ein Bockmist!  
»Jenny, du bist so eine fantastische Frau – warum trennst du dich nicht von diesem  
hormondirigierten Kerl und suchst dir was Besseres?«

Jenny zog ein weiteres Mal die Brille von der Nase und starrte in die Kerzenflamme. »Er  
kann doch nichts dafür – mit seinem blöden Widder-Aszendenten. Und außerdem: Ich  
kann mich nicht so gut trennen wie du«, murmelte sie.

Volltreffer. Ich hatte nämlich neuerdings den Verdacht, dass ich mich zu gut trennen  
konnte. Zu schnell. Zu oft. Ich musste mal drüber nachdenken, bei welchen meiner  
Verflossenen ich das eigentlich bereute.

Jenny gab mir ein elektrisches Heizöfchen mit und einige goldene Wachskerzen. Ich  
versprach, zu ihrer Premiere zu kommen, das war selbstverständlich.

Ich fuhr durch feuchtes Lichtgefunkel und verschwommene Verkehrsampeln nach  
Hause. Im Autoradio erkundigte sich Michael Jackson, ob ich mich schon mal so allein  
gefühl hätte wie ein Fremder in Moskau? Ein sehr schönes Lied, aber recht  
melancholisch. Ich musste an den Straßenrand fahren, um mir gründlich die Nase zu  
putzen.

Ich betrat das Haus zusammen mit einem Handwerker mit Kofferchen. Wir sprachen  
gleichzeitig. Ich sagte: »Sie wollen doch nicht etwa meine Heizung in Ordnung bringen?«

Er fragte: »Sind Sie Frau Conradi aus dem Vierten?«

Er wollte wirklich meine Heizung in Ordnung bringen! Es dauerte keine zwanzig  
Minuten, da wurde es warm. Eine Stunde später schraubte ich den Heizungsregler hastig  
runter, weil ich ins Schwitzen kam. Ich räumte meinen restlichen Besitz aus den  
Umzugskisten. Da ich so wenig Möbel hatte, stellte ich die Sachen teilweise auf die  
Kisten, die ich als Kommoden und Regale benutzte. Es sah nicht mal schlecht aus. Ich  
hängte alle Bilder auf (die meisten von mir selbst gemalt) und verteilte einige der  
goldenen Kerzen auf Untertassen auf der Fensterbank und dem Zeichentisch. Dann  
krächzte meine heisere Klingel. Wer war denn das schon wieder?

Olli Nickels! Er strahlte wie der Weihnachtsmann und trug immer noch den rot-weißen  
Norweger. Ich öffnete die Tür nicht allzu weit.

»Hat's geklappt?«, fragte er.

»Bitte?«

»Mit der Heizung! Ich bin doch der Frau Schneider heute Nachmittag im Treppenhaus  
begegnet und hab' ihr von deiner kaputten Heizung erzählt. Und sie wollte sofort den  
Heizungsmechaniker anrufen ...«

Schon waren wir per du.

»Ach! Dir hab' ich das zu verdanken! Wie nett von dir – vielen Dank!«

Er glühte mich mit seinen kleinen dunklen Augen an.

»Gern. Wenn ich sonst irgendwas für dich tun kann ... was auch immer ...«

Mir war klar, dass er reinwollte. In meine Wohnung und überhaupt. Dieser Mann kam  
mir nicht so vor, als sei die Karriere das Wichtigste in seinem Leben.

Jetzt holte er ein Haferflockenbrot mit drangeknippertem Salzfass hinter dem Rücken  
hervor. »Hier. Zum Einzug – Brot und Salz!«

Daraufhin ließ ich ihn rein. Er schaute andächtig die goldenen Kerzen an und studierte jedes Bild mit schiefem Kopf.

»Toll! Also wirklich! Selbst gemalt, stimmt's? Das sieht man ...«

Er hatte nicht nur eine Hängehose, sondern auch einen Birnenpo. Indiskutabel.

Ich lud ihn gleichwohl zu Radieschenbrot mit Tee ein und servierte auf dem Bügelbrett. Er ließ sich vorsichtig auf dem grünen Klappstuhl nieder.

»Warst du schon mal verheiratet, Martina?«

»Meine Freunde sagen alle Tina.«

»Tina – wie hübsch.«

»Verheiratet? Nein. War ich nicht.«

»Ach. Ich dachte. In unserem Alter hat man's ja meistens schon mal hinter sich ...«

In unserem Alter? Was wollte er denn damit sagen?!

»Ich bin seit einem halben Jahr geschieden. Jutta und der Max – das ist unser Sohn – leben jetzt bei einem anderen Mann. In Blankenese. In einer Villa. Sogar mit eigenem Swimmingpool. Der hat vielleicht Geld, der Kerl ...« Olli schüttelte grimmig kauend den Kopf. »Bärbel – das war die, die vorher hier wohnte, die jetzt in die Türkei gegangen ist –, die hat mich getröstet. Und ich sie. Sie war nämlich auch frisch geschieden, als sie hierher gezogen ist. Die hat am Anfang nur geheult. Nur geheult!«

Ich nahm ein übrig gebliebenes Radieschen, drückte seinen Kopf in den kleinen Salzhügel auf meinem Teller und biss es dann kurz vor dem Schwänzchen ab. »Die Arme.«

»Ja.«

»Tja. War nett, dass du rübergekommen bist, Olli. Aber ich muss noch ein bisschen was tun ...« Ich zeigte auf den Zeichentisch.

Er trollte sich. Mir schwante, dass ich ihn bald wiedersehen würde.

Dann packte ich eine Tschaikowsky-CD in meinen kleinen Player (eine Akustik wie eine Seifenkiste hatte Jack immer gesagt, aber mir reichte es), goss mir die letzte Tasse Tee ein und fing mit einem der Aquarelle für den Kalenderverlag an.

Da hustete meine Türklingel.

Ich würde mir einen Ding-Dong zu Weihnachten wünschen, egal, von wem! Ja, und von jemand anderem einen Türspion, um zu wissen, wer draußen stand. War das nun wieder der gute Nachbar Olli?

Ich öffnete ganz vorsichtig, nur einen Spalt, bereit zu behaupten, ich telefonierte gerade ...

Da stand Beate Wehrmann in ihrem marineblauen Dufflecoat, schüttelte ihre kurzen hellbraunen Locken, hielt mir einen dicken Strauß Chrysanthemen entgegen und lachte mich an.

»Da wohnt sie ja wirklich – Werner hat gesagt, du hättest gestern angerufen ... Störe ich?«

»Gar nicht! Komm rein!«

Beate guckte die ganze Wohnung an und lobte sich zu Tode. »Wie hübsch, der kleine Küchenbalkon! Da kannst du im Sommer Sonne tanken und im Winter einen zusätzlichen Kühlschrank draus machen. Oh, Mensch, 'ne Sitzbadewanne, finde ich super!« (Ich hatte

bis jetzt gedacht, die Wanne von der Dusche sei aber unpraktisch hoch.)

»Und so viele Geschäfte vor der Tür und der große Parkplatz schräg gegenüber – außerdem ist die Luft hier bestimmt besser als mitten in der Stadt, und die Alsterfleete sind nicht weit. Mehrere U-Bahnstationen rundum – na ja, die brauchst du nicht, du fährst ja Auto –, aber wenn Leute wie ich dich besuchen kommen, ist das enorm praktisch ... Und alles so hell und nett geschnitten, mit den schrägen Wänden und dem kleinen Erker hier!«

»In Ordnung, ich nehme die Wohnung!«, sagte ich.

Wir setzten uns auf die Matratze, und ich schilderte ein weiteres Mal meinen Absprung von Jack Meyer. Beate enthielt sich einer Meinung dazu, sie sagte bloß: »Du schaffst das schon! Du bist so stark! Ich könnte ohne Werner nicht leben.«

Das verstand ich überhaupt nicht. Ich würde mit Werner Wehrmann sterben – nach wenigen Tagen!

»Und ohne die Kinder – das könnte ich auch nicht aushalten«, fügte Beate hinzu und nickte ernsthaft. Wir kannten uns seit unserer Windelzeit, hatten nebeneinander in der Sandkiste gebuddelt und beide begeistert mit Puppen gespielt. »Das werden mal gute Mütter!«, sagten die Erwachsenen gerührt. Zu fünfzig Prozent hatten sie recht gehabt.

Ich wechselte das Thema: »Ich war heute bei Jenny. Rate mal, wer ihr was blau gehauen hat?«

»O Gott, die Arme! Aber sie liebt diesen Raoul ja wohl treu und innig, was?«

»Ich glaube eigentlich eher, sie hat Angst, allein zu sein«, sagte ich, und dann fiel mir erst auf, wie taktlos das war, nach dem, was Beate eben über ihre Familie geäußert hatte.

Sie war gar nicht beleidigt: »Ich kann das verstehen. Lieber mit einem Mann arrangieren, den frau kennt, als einen zu nehmen, der womöglich unbekannte Macken hat.«

»Glaubst du auch, es ist der Sinn des Lebens, den richtigen Partner zu finden?«

»Der Sinn des Lebens?« Beate kratzte sich am Knöchel durch den Jeansstoff hindurch und starrte grüblerisch auf den Teppich. »Na, ich denke, dass wir unseren Platz im Leben möglichst gut und verantwortungsvoll ausfüllen, oder?« Sie kratzte ihre Wade. »Das juckt – ich muss mir die Beine rasieren. Werner wird wütend, wenn ich Stoppeln habe ...«

»Ach. Und was macht dich wütend an ihm?«

»Wütend? Eigentlich nichts ...«

Ich fragte mich, ob sie das selbst glaubte. »Und – entschuldige meine Taktlosigkeit an einem so harmonischen Abend – stört's dich nicht, dass er dauernd fremdgeht?«

»Männer sind nun mal nicht monogam. Das ist wissenschaftlich erwiesen. Ihnen ist der Trieb eingepflanzt, sich möglichst breitflächig zu vermehren ...«

»Wenn du wüsstest, was mir für breitflächige Triebe eingepflanzt sind! Aber ich gebe ihnen nicht nach, weil ich ein zivilisiertes Geschöpf bin.«

»Sie sind eben anders als wir. Sie können einfach nicht treu sein. Das hat meine Mutter immer schon gesagt.«

»Ich find's schlimm genug, wenn Männer so was als unumstößliche Tatsache von sich behaupten. Müssen wir ihnen dabei auch noch zustimmen?«, fragte ich ärgerlich. Ich

wollte hinzufügen, dass sie die arme Jenny bedauerte, weil ihr Raoul sie verprügelte – dass ich aber den sachlich-intellektuellen Sadismus, mit dem Werner sie fertig machte, noch schlimmer fand. Dann sah ich, dass ihre etwas zu lange Nasenspitze nervös zuckte, und ich wechselte zu einem harmloseren Thema über.

Später fuhr ich Beate nach Hause, mit der U-Bahn hätte sie doppelt so lange gebraucht. Sie besaß zwar einen Führerschein, aber für das blitzblanke neue Auto zu wenig Fahrpraxis, meinte Werner.

»Wie sollst du jemals Fahrpraxis bekommen, wenn er dich nie ans Steuer lässt?!«

Beate lächelte treuherzig. Sie sah sehr jung aus im Schein der roten Verkehrsampel, vor der wir hielten. »Ach, so sind Männer eben. Frau darf das nicht so ernst nehmen!«, äußerte sie in nachsichtigem Ton.

Beate bemühte sich immer um eine emanzipierte Wortwahl. Die Theorie saß bei ihr felsenfest. Ich guckte ihr hinterher, wie sie im Dufflecoat und mit den langen Jeansbeinen zu ihrer Haustür ging. Vielleicht war sie tatsächlich glücklich. Glück spielte sich ja wohl im jeweiligen Bewusstsein ab. Frau durfte das nicht von sich selbst ableiten ...

Bei mir zu Hause räumte ich noch ein bisschen auf. Ich kippte gerade mein Tuschwasser aus, als das Telefon noch mal klingelte: Carla! Sie meldete sich zurück und gratulierte mir zur Trennung von »diesem dünnblütigen Schnösel«. Endlich die richtigen Worte! Wir verabredeten uns für den nächsten Tag zum Mittagessen. Ich würde sie in der Redaktion abholen.

Als ich im Bett lag, hörte ich, wie der Nieselnebel zu einem energischeren Dauerregen reifte. Es hörte sich hübsch an, das »Pittepipittepipittepipi« auf dem Dach und dem schrägen Erkerfenster. Obwohl ich die Heizung vor dem Schlafengehen rigoros runtergedreht hatte, war mir immer noch angenehm warm. So leicht ließen sich die elementaren Probleme des Lebens lösen. Jedenfalls einige.